

Nachhaltigkeitsforschung –
Perspektiven der Sozial- und
Geisteswissenschaften

Recherche dans le domaine du
développement durable –
perspectives des sciences sociales
et humaines

Redaktion und Konzeption:
Prof. Dr. Ruth Kaufmann, Prof. Dr. Paul Burger,
Martine Stoffel, im Auftrag der Kommission
Nachhaltige Entwicklung

Diese Publikation entstand unter Mithilfe von:
Cette publication a été réalisée avec l'aide de:

Nadja Birbaumer
Gabriela Indermühle
Delphine Quadri

© 2007 Schweizerische Akademie der Geistes- und
Sozialwissenschaften, Hirschengraben 11
Postfach 8160, 3001 Bern
Tel. 031 313 14 40, Fax 031 313 14 50
sagw@sagw.ch
<http://www.sagw.ch>



ISBN 978-3-907835-61-6

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/2.5/ch/>

Inhaltsverzeichnis Table des matières

Einführung/Introduction <i>Paul Burger, Ruth Kaufmann-Hayoz</i>	5
Nachhaltigkeitstheorie als Gesellschaftstheorie Ein philosophisches Plädoyer <i>Paul Burger</i>	13
Kein rasches Feuer, aber stetig wachsendes Interesse: Zur Resonanz des Umwelt- und Nachhaltigkeitsdiskurses in der Psychologie <i>Ruth Kaufmann-Hayoz</i>	35
La science économique après Rio <i>Beat Bürgenmeier</i>	61
Nachhaltigkeit aus umwelthistorischer Perspektive <i>Rolf Peter Sieferle</i>	79
«Sustainability» in Ökumene und Theologien <i>Wolfgang Lienemann</i>	99
Wege aus den konzeptionellen Fallen der Nachhaltigkeit – Beiträge der Geographie <i>Urs Wiesmann, Peter Messerli</i>	123
Etat des lieux de la recherche en matière de développement durable au sein de la science politique en Suisse <i>Stéphane Nahrath, Romaine Martinella</i>	143
Le cartel du pétrole et les politiques climatiques mondiales: une analyse par la théorie des jeux <i>Alain Haurie, Marc Vielle</i>	167
Le développement durable: de l'économie au droit <i>Anne Petitpierre-Sauvain</i>	207

Nachhaltige Entwicklung in der Risikogesellschaft <i>Ueli Mäder</i>	221
Ethische Probleme nachhaltiger Entwicklung <i>Gertrude Hirsch Hadorn, Georg Brun</i>	235
Nachhaltigkeit als Herausforderung für Medien und Journalismus <i>Heinz Bonfadelli</i>	255
Nachhaltigkeit in der Erziehungswissenschaft. Schlaglichter auf einen unabgeschlossenen Diskurs <i>Walter Herzog, Christine Künzli David</i>	281
Was heisst «Nachhaltigkeit» in der politischen Rede? Ein ökolinguistisch-begriffssystematischer Vergleich deutscher und schweizerischer Parteiprogramme <i>Ernest W.B. Hess-Lüttich</i>	305
Is there a culture of sustainability? What social and cultural anthropology has to offer 15 years after Rio <i>Tobias Haller</i>	329
Anhang/Annexe	
Zu den Autorinnen und Autoren Les auteurs	357
SAGW in Kürze ASSH en bref	369

Nachhaltige Entwicklung in der Risikogesellschaft

Ueli Mäder

Risiken kennzeichnen die fortschreitende Moderne. Soziale und ökologische Gefährdungen verschärfen sich. Die industrielle Gesellschaft, die viel Reichtum produzierte, entwickelt sich zu einer so genannten Risikogesellschaft, in der Ansätze einer nachhaltigen Entwicklung hohe Erwartungen wecken.

Nachhaltig ist eine Entwicklung, die aktuelle Bedürfnisse befriedigt, ohne künftige Generationen zu beeinträchtigen. Das gilt für wirtschaftliche, kulturelle, ökologische und soziale Folgen, auf die ich mich konzentriere. Wenn Risiken stark zunehmen, lautet eine Hoffnung, erhöht die moderne Gesellschaft ihre Reflexivität. Dann leitet sie Korrekturen ein. So betrachtet ist die Krise eine Chance, was sehr kontrovers diskutiert wird. Risikodiskurse sind selektiv und von gesellschaftlichen Konstruktionen geprägt. Das veranschaulichen auch aktuelle Debatten über die Vogelgrippe. Sie dienen hier als Beispiel und lassen fragen, wie normal die Normalität in der Risikogesellschaft ist.

In der Risikogesellschaft wechselt laut Soziologe Ulrich Beck (1986, 25) die Logik der Reichtumsverteilung zur Logik der Risikoverteilung. Dabei geht es nicht mehr nur darum, sich die Natur nutzbar zu machen. Vielmehr gelangen die Folgeprobleme der technisch-ökonomischen Entwicklung in den Vordergrund. Das führt dazu, dass die Moderne ihren eigenen Prozess stärker thematisiert. Die zunehmende Reflexivität unterstützt auch neue Formen einer Identität, welche die Nachhaltigkeit prägt. Ich versuche hier diese Stränge zu verknüpfen, gehe zuerst auf begriffliche Konzepte ein und diskutiere dann soziale Bezüge einer nachhaltigen Entwicklung.

Identität, Normalität, Solidarität

Identitas (lat.) heisst ursprünglich Wesenseinheit und meint zunächst die Einzigartigkeit eines Lebewesens. Entwicklungs-

psychologe Erik H. Erikson (1975) orientierte seine Dimensionen einer neuen Identität an der reifen Persönlichkeit, die allmählich heranwächst und mit einem quasi inneren wahren Kern übereinstimmt. Anders äussert sich Sozialpsychologe Heiner Keupp (2002). Er versteht unter Identitätskonstruktionen, wie in der pluralistischen Spätmoderne alle ihre eigene Patchworkbiographie bewusst zusammenbasteln und situativ anpassen. Die Identität konstituiert sich kontextuell. Je nachdem, was unmittelbar gefragt ist, bin ich mehr so oder anders. Das scheint kein Widerspruch zu sein. Früher waren Erwartungen klar vorgegeben. Wer sie erfüllte, wurde positiv sanktioniert. Heute ist alles ambivalent, individuell konstruiert und schier beliebig. Da fragt sich schon, was überhaupt noch wirklich und normal ist.

Normalität ist ein Mass aus der Chemie. Es legt genau fest, was normal ist. Naturwissenschaften arbeiten damit. Und nicht nur sie. Wir haben alle unsere Vorstellungen von Normalität. Sie sind historisch und kulturell geprägt. Psychoanalytiker Arno Gruen (1987) problematisiert die Konformität der Normalität und kritisiert den Wahnsinn der Normalität. Kabarettist Franz Hohler fragt in seinem Bühnenprogramm, wie normal die Normalität ist. Soziologisch ist eine Norm eine Richtschnur. Sie gibt sozial vereinbarte Regeln des Handelns vor. Die einen sind festgezurrte und recht stabil. Sie tradieren sich mehr oder weniger so, wie sie sind oder zu sein scheinen. Andere weichen sich auf und formieren sich neu. Zu den wichtigen Orientierungen gehört heute die nachhaltige Entwicklung. Sie wird laut Ulrich Beck immer mehr frei gewählt. Die neue Solidarität aus freien Stücken löse die alte ab, die aus der Not oder aus Angst zustande kam.

Solidarität bedeutet Zusammengehörigkeit, Verbundenheit. Sie lässt sich auf drei Wurzeln zurückführen: eine republikanische, eine sozialistische und eine katholische. Die republikanische (Volks-)Verbundenheit kommt im Patriotismus zum Ausdruck. Um Gegenmacht, Zusammenhalt und soziale Einrichtungen geht es der Arbeiterbewegung. Der Solidarismus der christlichen Sozialphilosophie argumentiert mit der Gleichheit vor Gott. Bedingungen für Solidarität können soziale Ähnlichkeiten, gemeinsame Werteorientierungen, extreme Bedrohungen oder die Einsicht sein, dass eine Gesellschaft auseinanderfällt, wenn sich deren Mitglieder vorwiegend am

Eigennutz orientieren. Solidarität kann auch den Einsatz für ein Gemeinwesen bedeuten, das niemanden ausschliesst. Sie gehört zum sozialen Aspekt einer nachhaltigen Entwicklung.

Eine nachhaltige Entwicklung ist nicht nur wirtschaftlich ergiebig, sondern, wie soziologische Ansätze betonen, auch sozial- und ökologisch verträglich. Sie verwirklicht eine doppelte Solidarität. Die horizontale konzentriert sich auf aktuell benachteiligte Menschen, die vertikale auf künftige Generationen. Einerseits geht es um den Zugang zu Gesundheit und Ausbildung, um Meinungsfreiheit und politische Teilhabe; andererseits um die Erhaltung natürlicher Ressourcen. Beide Ebenen sind miteinander verbunden und noch enger zu verknüpfen. Dies aus zwei Gründen. Erstens, weil die Betroffenheit durch die Luft- und Bodenverschmutzung individuelle und kollektive Ungleichheiten reproduziert; und zweitens, weil Armut die Menschen daran hindert, sich mit technischen Vorkehrungen auszurüsten, die weniger stark die Umwelt belasten.

Risiken individualisieren sich

Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, schrieb Karl Marx im achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte (1852, MEW 8/1972). Und Existenzphilosoph Jean-Paul Sartre (1960) fragte, was der Mensch aus dem macht, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben. Er betonte die dialektische Dynamik zwischen Individuum und Gesellschaft. Aber das scheint passé zu sein. Der Blick verlagert sich von der Gesellschaft zum autonomen Individuum. Das zeigt sich auch bei gängigen Diskursen über Risiken, die sich angeblich stark individualisieren, was allerdings nur begrenzt geschieht. Die klassische Versicherungslehre hält jedenfalls weiterhin an der Normalität der Risiken fest. Zudem lassen sich im Risikoverhalten deutliche Sozialisationsmuster feststellen. In der Atomanlage La Hague (Normandie) gelten beispielsweise leichte Strahlungen als männliche Feuertaufe, wie Françoise Zonabend in «La Presqu'île au nucléaire» (1989) beschreibt. Als weiteres Beispiel liesse sich die erhöhte Infarktgefahr ausführen, die die Manager zugleich tabuisieren und heroisieren. Aber bleiben wir beim atomaren Risiko und der Umwelt.

Vor über zwanzig Jahren fand eine Atomkatastrophe in Tschernobyl statt. Soziologe Ulrich Beck (1986) analysierte danach in seinem Buch über die Risikogesellschaft, wie demokratisch die Strahlen und der Smog sind. Sie kennen nämlich keine Grenzen. «Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch», schrieb Beck (1986, 48). Wer die Umwelt schädigt, zieht sich selbst in Mitleidenschaft. Täter werden zu Opfern. Was sie verursachen, fällt auf sie zurück. Beck nimmt somit an, dass die erhöhten Umweltrisiken das ökologische Bewusstsein und das soziale Engagement fördern. Er betrachtet risikobedingte Krisen sogar als Chancen. Sie fordern uns zum Handeln heraus. So verwandelt sich die erste, industrielle Moderne in eine zweite, reflexive, die sich viel stärker an der Nachhaltigkeit orientiert.

Wir befinden uns laut Ulrich Beck heute im Übergang von der industriellen zur reflexiven Moderne. Wir leben im «Zeitalter des Und». Wir bewegen uns von ultimativen Konstellationen zu pluralistischen. Das abwägend differenzierte «Sowohl-als-auch» löst das stur rechthaberische «Entweder-oder» ab. Damit werden wir der zunehmenden Komplexität mehr gerecht. Aber aufgepasst, es gibt eine Offenheit, die zu viel offen lässt. Der Blick für Differenzen könnte hingegen dazu führen, notwendige Verbindlichkeiten zu definieren und Grenzen zu setzen. Denn wir müssen nicht alles machen, was wir machen können. Zudem sind Risiken recht unterschiedlich verteilt. Da verhält es sich ähnlich wie beim Reichtum. Die einen haben viel, andere wenig. Und das hat wiederum Konsequenzen. Wer mit vielen Ressourcen ausgestattet ist, betrachtet Risiken eher als Herausforderung. Da erweisen sich Krisen als Chance. Privilegierte machen schon von Kindesalter an die Erfahrung, dass sich in der Bedrängnis irgendwo eine Türe öffnet. Wer indes mit dem Rücken zur Wand steht, hat weniger Möglichkeiten, frei zu handeln. Wer knapp dran ist und Angst hat, fühlt sich bald überfordert. Er zieht sich zurück, erstarrt, oder flüchtet nach vorn und verausgibt viel Energie für wenig Erfolg.

Ulrich Beck vertritt seine Individualisierungsthese «jenseits von Klasse und Schicht» (1986, 121). Drei Aspekte kennzeichnen nach seiner Darstellung wesentliche Prozesse der Individualisierung: erstens die Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen, zweitens der Verlust traditionel-

ler Sicherheiten und drittens neue Formen sozialer Einbindung (dank Wahlmöglichkeiten). Diese Prozesse lassen sich durchaus wahrnehmen und nachvollziehen. Aber hebt die Individualisierung soziale Klassen einfach auf, obwohl die Risiken nach wie vor unterschiedlich verteilt sind? Dass es gut Gebildete gibt, die erwerbslos sind, belegt noch keine gemeinsame Betroffenheit zwischen vermeintlich Klassenlosen. Je nach sozialer Schicht und Kontext vollzieht sich die gesellschaftliche Integration so oder anders. Auch unterschiedliche Abhängigkeiten von sozialen Institutionen zeigen, wie gesellschaftliche Bedingungen die Krisenanfälligkeit individueller Lagen beeinflussen. Wer Ungleiches gleich behandelt, stabilisiert diese Unterschiede. Daher sind soziale Ungleichheiten bei den Risiken zentral und auch bei der Nachhaltigkeit entsprechend zu berücksichtigen.

Soziale Ungleichheit

Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn Mitglieder einer Gesellschaft dauerhaft in unterschiedlichem Masse über notwendige oder begehrte Güter verfügen. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute eher selten thematisiert. In der Sozialstrukturforschung verlagert sich nach meiner Wahrnehmung der Blick von der vertikalen Schichtung zur horizontalen Gliederung. Klassenmodelle unterschieden im 19. Jahrhundert die Lohnarbeitenden vom Bürgertum nach der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Karl Marx interessierte sich für die bewegenden Kräfte der Geschichte. Er betrachtete die Interessengegensätze als Triebkräfte des sozialen Wandels. Sein Klassenmodell ist ein Konfliktmodell und etwas in Vergessenheit geraten.

Analysen sozialer Schichten und Klassen definierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Menschen nach weiteren Merkmalen wie Beruf, Qualifikationen, Einkommen und Besitz. Max Weber interessierte sich für die Entstehung des Kapitalismus. Entscheidend war für ihn nicht die Dynamik des Klassenkampfes, sondern die wachsende Bedeutung der Zweckrationalität. Als Ursache der sozialen Ungleichheit sah er die Lebensführung von Menschen in sozial geschlossenen

Verkehrskreisen (mit spezifisch ständischer Lage). Durch soziale Schliessung reproduzieren Menschen soziale Ungleichheit, indem sie erlangte Vorteile sichern und andern den Zugang erschweren. Theodor Geiger formulierte sein (vertikal gegliedertes) Schichtmodell nach statistischen Angaben (über Berufe, Betriebe, Einkommen). Je nach Produktionsmittelbesitz, Beruf und Bildung ergibt sich eine objektive sozioökonomische Lage. Sie kann die Mentalität der Menschen prägen; dies allerdings weder kausal, noch zwangsläufig. Wenn sich Lebensbedingungen und die Mentalität entsprechen, bilden Menschen eine soziale Schicht. Ralf Dahrendorf geht bei seiner Differenzierung des Schichtmodells darauf ein, wie bedeutend beispielsweise soziales Prestige ist. Wiewohl nur vage fassbar, ist der Schichtbegriff seiner Auffassung nach gerade deshalb treffend, weil er nahe bei der Bewertung sozialer Ungleichheit liegt. Bei all diesen Ansätzen galt der Blick nach wie vor primär vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neuere Theorien sozialer Lagen und Milieus beziehen im Kontext der Individualisierung das subjektive Wohl und die Lebenszufriedenheit stärker ein. Sie betonen neue soziale Differenzierungen, die sich mehr auf einer horizontalen Ebene ansiedeln. Die Analyse der Sozialstruktur hat erhebliche Konsequenzen für den sozialen Ausgleich, der meines Erachtens unabdingbar zur sozialen Nachhaltigkeit gehört.

Feine Unterschiede

Unterschiedliche Kapitalausstattungen prägen laut Soziologe Pierre Bourdieu (1984) die feinen Unterschiede im Umgang mit Risiken. Nach seiner Theorie des sozialen Raums, markiert der Lebensstil den sozialen Ort der Menschen. Angehörige der Oberschicht sind eher in der Lage, einen spielerischen Umgang mit Wissen und Werten zu pflegen als Angehörige der Unterschicht. Bourdieu kritisiert, wie die Entdeckung kultureller Lebensstile dazu führt, die Gesellschaft mehr als Episode denn als Struktur zu betrachten. Konkurrenzbeziehungen zwischen den Handelnden kennzeichnen soziale Felder. Die Teilnahme am Spiel setzt ein Minimum an Einverständnis über die Existenz des Feldes voraus, dem spezifische Mechanismen der

Kapitalisierung eigen sind. Nebst dem wirtschaftlichen Kapital (Vermögen) gibt es auch das soziale Kapital (Beziehungen) und das kulturelle Kapital (Bildung). Diese Differenzierung ist für die Analyse der sozialen Ungleichheit und für Perspektiven eines sozialen Ausgleichs bedeutend, der eine soziale Nachhaltigkeit kennzeichnet.

Bourdieu stellt den sozialen Raum mehrdimensional dar, der sich aus mannigfaltigen autonomen Feldern mit besonderen Formen der Beherrschung zusammensetzt. Dabei lassen sich asymmetrische Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen feststellen. Sie verfestigen sich zum Vorteil Einzelner und durchkreuzen andere Felder, wie etwa bei dominanten Haltungen von Männern über Frauen. Die Kapitalisierungsformen sind autonom und manchmal rivalisierend; zum Beispiel bei klassischen Konflikten zwischen Besitzenden von ökonomischem und kulturellem Kapital oder zwischen Mächtigen aus der Wirtschaft und Intellektuellen aus der Wissenschaft. Die Kapitalisierungsformen sind auch untereinander vielfältig verschränkt. Einzelne Akteure kumulieren wirtschaftliches, kulturelles und politisches Kapital, während andere weitgehend ausgeschlossen bleiben. Das Feld der Macht ist ein Ort, an dem verschiedene Felder und Kapitalien aufeinander bezogen sind und sich auch Beherrschende bekämpfen.

Pierre Bourdieu verknüpft mit seinem Habituskonzept gesellschaftliche und individuelle Prägungen. Er dynamisiert damit die Debatten über alte und neue soziale Fragen. Soziostrukturelle Daseinsbedingungen prägen die Habitusstrukturen, die er als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen versteht. Das verinnerlichte (inkorporierte) habituelle Dispositionssystem ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst also den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Individualisierung keineswegs passé sind. Der aktuelle Risikodiskurs beachtet diese feinen Unterschiede zu wenig. Er muss die Bedingungen seiner Konstruktionen stärker berücksichtigen, die immer auch medial mitinszeniert sind. Das lässt sich am Beispiel der Vogelgrippe veranschaulichen.

Inszeniert und konstruiert

Der Soziologe Max Weber starb am 14. Juni 1920 in München an den Folgen der Spanischen Grippe. Ihr erlagen auch in der Schweiz Tausende von Menschen (1918: 25 000). «Trotzdem wurde diese Katastrophe während Jahrzehnten totgeschwiegen», bilanziert «Das Magazin» (13/2006). Anders verhält es sich bei der jüngsten Vogelgrippe. Sie sorgt für unzählige Schlagzeilen und symbolisiert Ängste, die durch soziale Risiken mitverursacht sind.

Risiken sind stets sozial mitkonstruiert. So auch die Vogelgrippe. Sie existiert primär als Medienereignis. Die Debatten über die Vogelgrippe strapazieren das Risiko, das bislang relativ wenige Menschen direkt betraf. Gleichwohl erregte die Vogelgrippe viel Aufmerksamkeit. Dies vermutlich auch deshalb, weil sie sich gut vermarkten lässt. Die einen investieren in einträgliche Pharmaaktien, die andern konsumieren (nach Panikkäufen) teure Medikamente. Die Differenz zwischen diesen beiden Typen zeigt, dass soziale Konstruktionen nicht beliebig sind. Die soziale Herkunft und weitere Merkmale wie Alter, Ausbildung und Beruf beeinflussen das Bedürfnis nach Sicherheit und die Fähigkeit, Gefahren kognitiv zu antizipieren. Auch die Sichtbarkeit und sinnliche Erfahrung von Risiken entscheidet mit, wie wir sie wahrnehmen. Das Geschlecht spielt ebenfalls eine Rolle. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Eine Geschäftsfrau denkt nur an die Familie, wenn sie im Büro ein Familienfoto auf ihrem Pult hat. Tut das ein Mann, gilt er als tüchtiger und liebevoller Vater.

Wichtig sind zudem zeitliche Epochen und kulturelle Hintergründe. «Wie haben wir das nur überlebt?», titelt Michael Paetow (2006) sein schön illustriertes Buch. Früher hatten die Autos weder Sicherheitsgurte noch Kopfstützen, und schon gar keine Airbags. Anno 1968 durften Kinder auf den Rücksitzen spielen. Das war lustig, nicht gefährlich. Wir konnten damals auch ohne Helm Velo oder kleine Motorräder fahren und dachten kaum an die Verschmutzung der Umwelt. In den 1970er Jahren drohte dann der Wald zu sterben. Es wimmelte von Borkenkäfern. Inzwischen haben sich diese Käfer massiv verbreitet. Sie sind aber kein Thema mehr. Vielleicht, weil die Bäume immer noch stehen oder andere Sorgen Vorrang haben. Kontrovers diskutiert wird, inwiefern die Verbreitung eines

Risikos die Wahrnehmung prägt. Erhöht die Häufigkeit die Achtsamkeit oder die Gleichgültigkeit? Das ist eine strittige Frage. Wenn alles gefährlich ist, ist nichts mehr gefährlich; denn fünf Minuten vor zwölf Uhr ist es eh schon zu spät. So argumentieren die einen. Andere hoffen auf den Aufrüttelungseffekt oder auf die Kraft des Bewusstseins, das Ursachen kritisch reflektiert und antizipiert, was weiter folgen könnte. Je nach Standort verlockt die Sicht dazu, Risiken zu banalisieren, zu dramatisieren oder differenziert zu betrachten.

Diskurse ändern

Der Wandel des Risikodiskurses führt von strukturellen zu individuellen Bezügen. In den 1970er Jahren dominierte die Vernunft der Aufklärung. Mit viel Vertrauen in die Ratio und den Versuch, Probleme ursächlich zu ergründen. In den 1980er Jahren verstärkte sich ein Handlungspragmatismus, der, von neuer Omnipotenz besetzt, an das Motto erinnert: Heute handeln, morgen denken. In den 1990er Jahren verbreitete sich schliesslich ein radikaler Konstruktivismus, der alles relativiert und keinen Anspruch mehr erhebt, soziale Wirklichkeiten ursächlich zu ergründen, zumal unklar sei, ob Realitäten überhaupt existieren.

Der Wandel von strukturellen zu individuellen Bezügen zeigt sich in risikorelevanten Diskursen. In der Sozialstrukturforschung verdrängen horizontale Analysen der sozialen Differenzierung die vertikalen (oben und unten). Persönliche Lagen und Milieus scheinen im Kontext der Individualisierung soziale Klassen und Schichten abzulösen, obwohl sich soziale Gegensätze bei den Einkommen und Vermögen verschärfen. In der Konfliktforschung konzentrieren sich neue Konzepte darauf, vordergründige Dynamiken zu dekonstruieren. Kritiken der Kritischen Theorie wollen «normativ aufgeladene Begriffe von emanzipatorischen Inhalten befreien». Strukturelle Analysen betonten vor dreissig Jahren noch, wie Gewalt mitten aus der Gesellschaft kommt. Spätere Analysen wiesen vor allem auf die Bedeutung der familiären und schulischen Sozialisation hin. Heutige Ansätze erklären die Gewalt primär situativ und individuell. Sie heben zufällige Gegebenheiten und die persönliche Lust auf Gewalt hervor und vernachlässigen

sigen gesellschaftliche Bezüge. Parallelen zu aktuellen Risikodiskursen sind unverkennbar und werfen die Frage auf, was helfen könnte, Scheuklappen zu lockern. Dabei sind auch methodische Zugänge von Bedeutung.

Verstehen und erklären

Der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld ignoriert laut Pierre Bourdieu die Tatsache, dass der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft besteht, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiss und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren. Wir müssen uns immer wieder vergegenwärtigen, dass das Besondere unseres Standpunkts darin besteht, ein Standpunkt im Hinblick auf einen anderen Standpunkt zu sein.

Wer soziale Realitäten erkunden will und sich fragend einmisch, dringt verändernd in ein Gefüge ein. Der Austausch zwischen den Beteiligten ist asymmetrisch und von je unterschiedlichen Ausstattungen mit Kapital abhängig. Je grösser die Kluft ist, desto stärker laufen auch Forschende Gefahr, Artefakte für bare Münzen zu halten, die sie selbst produzieren. Soziale Nähe ermöglicht Vertrautheit. Wenn beispielsweise Erwerbslose andere Erwerbslose befragen, entspringen die Fragen ähnlichen, aber keineswegs einheitlichen Dispositionen. Die Überwindung der Distanz verlangt und fördert soziale Aufrichtigkeit. Es geht darum, «ein generelles und genetisches Verständnis der Existenz des andern anzustreben, das auf der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen basiert» (Bourdieu 1997, 786). Zentral bleibt dabei der methodisch fundierte Blick für feine Unterschiede.

Quantitativ ausgerichtete Zugänge streben möglichst generalisierbare Erklärungen an. Anders qualitative, die sich am Verstehen orientieren. Sie konzentrieren sich mehr auf einzelne Beispiele und beruhen meistens stärker auf sozialen Interaktionen. Aber beide Zugänge finden im Kontext vergleichbarer gesellschaftlicher Strukturen statt. Bourdieu wendet sich gegen

die Dilthey'sche Unterscheidung von Verstehen und Erklären. Er nimmt an, dass beide Zugänge eine Einheit bilden. Qualitative zeichnen sich durch einen deutenden und sinnverstehenden Zugang aus. Die Forschung gestaltet sich als kommunikativer Prozess. Sie ist den spezifischen Gegebenheiten anzupassen und erfordert eine hohe Sensibilität für die (Selbst-)Wahrnehmung und die Interaktion mit allen Beteiligten. Während die quantitative Forschung die Unabhängigkeit der Beobachtenden vom Forschungsgegenstand betont, arbeitet die qualitative – methodisch kontrolliert – mit der subjektiven Wahrnehmung als Bestandteil der Erkenntnis. Beide Verfahren ergänzen sich und helfen, soziale Gegensätze und Risiken zu erkunden. Dies mit dem Ziel, Verzerrungen wahrzunehmen und zu korrigieren, was immer nur beschränkt möglich ist. Wichtig ist hierbei die sehr kontrovers diskutierte Frage, ob und inwiefern soziale Gegensätze selbst ein Risiko sind und eine nachhaltige Entwicklung behindern.

Soziale Gegensätze und Risiken

Soziale Gegensätze sind auch in der Schweiz nicht neu, aber dank Medienberichten über Managerlöhne und über das Verhalten von Begüterten transparenter und brisanter als auch schon. Etlichen alten Reichen genügt es, reich zu sein. Sie geben sich persönlich möglichst bescheiden. «Das alte Velo ist gut genug», sagen sie zu ihren Kindern (Mäder/Streuli 2002). Neue Reiche tragen hingegen ihren Luxus eher zur Schau. Sie lassen sich gerne mit ihrer Limousine oder Yacht ablichten. Auch die goldene Uhr gewinnt wieder an Symbolwert. Einfache Leute träumen vielleicht davon, wünschen aber vor allem, dass ihre Kinder eine Lehrstelle finden. Vor zehn Jahren entschuldigten sie sich dafür, kein höheres Salär zu erzielen. Sie dachten, das liege an ihrem eigenen Unvermögen. Heute mehrten sich nach unserer Studie über erwerbstätige Arme (Kutzner/Mäder/Knöpfel 2004) die empörten Stimmen unter ihnen. Während ihr verfügbares Einkommen sinkt, steigen die hohen Vermögen weiter an. Das widerspricht einer nachhaltigen Entwicklung, die den sozialen Ausgleich impliziert.

«Wer arbeitet, hat keine Zeit, Geld zu verdienen», sagt ein Reicher, der mit Aktien handelt. Das ist für Jugendliche,

die eine Lehrstelle suchen, wenig ermutigend. Mich interessiert, was geschieht, wenn die soziale Kluft weiter zunimmt. Bricht dann der soziale Zusammenhalt auf, der eine nachhaltige Entwicklung begünstigt? Die stärker artikulierte Wut führt bei einzelnen Benachteiligten dazu, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Die ebenfalls spürbare Verunsicherung erhöht aber die Gefahr, Halt bei populistischen Kräften zu suchen. Das trifft teilweise auch für die steigende Zahl jener Angehörigen der Mittelschichten zu, bei denen trotz erhöhter beruflicher Mobilität das Haushaltseinkommen sinkt, was die soziale Brisanz weiter verschärft. Denn der Abstieg von Teilen der Mittelschicht entspricht nicht jenem sozialen Ausgleich, der eine nachhaltige Entwicklung fördert. Zum Glück gibt es auch gegenläufige Tendenzen, die den sozialen Zusammenhalt in freiheitlicher Manier stärken.

Neue Verbindlichkeit

Zwangsgeborgenheiten und enge soziale Kontrollen prägen kleinräumige, gemeinschaftliche Lebensweisen. Sie machen verständlich, weshalb viele Menschen städtische Freiheiten und sachlich distanzierte Sozialbeziehungen favorisieren. Diese erweisen sich aber als recht brüchig und kühl. Das mag die Bereitschaft fördern, wieder verbindlichere soziale Beziehungen einzugehen, und zwar nicht wie früher aus Angst oder Not, sondern frei gewählt. Neue Komplexitäten erfordern und fördern ein Differenzierungsvermögen, das pluralistische Strukturen berücksichtigt. Ältere Identitätskonzepte basierten auf relativ einheitlichen sozialen Voraussetzungen. Die viel gepriesene Authentizität strebte eine möglichst umfassende persönliche Kongruenz (zwischen Anspruch und Wirklichkeit) an. Heute ist es unabdingbar, Identitäten zu entwickeln, die vielfältige Widersprüche zulassen und in der Lage sind, mit Offenheiten umzugehen, ohne alles offen zu lassen und in Beliebigkeit abzudriften. Neue Identität zeichnet sich durch die Bereitschaft aus, Ambivalenzen einzugestehen. Sie entsagt jener bedrückenden Gemütlichkeit, die trügerisch Halt verspricht, und gehört auch zum sozialen Aspekt einer nachhaltigen Entwicklung, von der interessiert, wie durchsetzungsfähig sie ist.

Hoffnungen auf eine risikoärmere Welt erweisen sich derzeit als Illusion. Neue Technologien bringen Risikoquantensprünge und neue Probleme mit sich. Diese lassen sich kaum mit jenen technischen Mitteln lösen, die sie mit verursachen. Notwendig sind demokratisch vereinbarte ethische und soziale Verbindlichkeiten. Neue Erkenntnisse zu generieren, ist interessant und weiterführend. Dass zusätzliches Wissen oft (heilsam) verunsichert, spricht nicht dagegen. Im Gegenteil. Obwohl Wahrnehmungen von Risiken stets sozial mitkonstruiert sind, gibt es auch hier keine Alternative dazu, sie gründlich und selbst reflexiv zu erforschen. Dazu gehört die Transparenz über die eigene Parteilichkeit. Wir sind nie objektiv, sondern immer nur begrenzt in der Lage, begründete Standpunkte in Bezug auf andere Standpunkte einzunehmen. Also gilt es, eigene Annahmen offen darzulegen und, methodisch gestützt, kritisch zu hinterfragen. Ebenso wichtig ist die Analyse gesellschaftlicher Kontexte und Machtgefüge. Je nach Sicht macht sie mehr oder weniger verständlich, wie es dazu kommt, die Vogelgrippe ablenkend zu inszenieren und soziale Risiken zu individualisieren oder gar zu ignorieren. Ich will keine Verschwörungstheorie verbreiten, aber vielleicht dient die Vogelgrippe auch dazu, von der Brisanz abzulenken, die sich durch soziale Gegensätze und andere Gefahren ergibt, die eine nachhaltige Entwicklung beeinträchtigen.

«Es besteht das Risiko, dass Afrika austrocknet», titelte die Basler Zeitung am 13.6.06. Und: «Rüstungsausgaben so hoch wie noch nie.» Ja, was geschieht, wenn viele Menschen keinen direkten Zugang zum Wasser haben und wichtige Ressourcen einseitig monopolisiert werden? China hat seit der Jahrtausendwende seinen Ölbedarf in drei Jahren verdoppelt. Noch sind die USA der grösste Verbraucher und deshalb auch an den Reserven im Irak interessiert. Da ist es schon ein kleines Glück, wenn gleichzeitig die Vogelgrippe grassiert. Oder ernsthaft ausgedrückt: Ein nachhaltiger Umgang mit der Normalität in der Risikogesellschaft erfordert eine Identität, die wohl Widersprüche zulässt, aber nicht beliebig hinnimmt. Dazu gehört der permanente Versuch, sich verstehend sozialen Realitäten anzunähern. Das schwierige Einfache besteht darin, subjektiv vermittelte und geprägte Wahrheiten hintergründig zu erklären und zu verstehen, um sie gezielt verändern zu können. Wir tun dies selbstverständlich nie objektiv, sondern stets normativ ori-

entiert. Gängige Leitideen favorisieren derzeit das wirtschaftliche Wachstum. Ich halte dafür, die sozialen Bezüge einer nachhaltigen Entwicklung stärker zu berücksichtigen. Dabei ist auch die Sinnfrage mehr zu integrieren. Wir müssen, wie erwähnt, nicht alles machen, was wir machen können. Mehr Gelassenheit kann das übereilige, auf permanente Beschleunigung ausgerichtete Nonstop-Prinzip begrenzen und dazu beitragen, unsere wirtschaftlichen, kulturellen, ökologischen und sozialen Ressourcen zu schonen.

Quellen

- Beck, U. (1986), *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1984), *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1997), *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Konstanz: Universitätsverlag.
- Dahrendorf, R. (2002), *Über Grenzen. Lebenserinnerungen*, München: C.H.Beck.
- Erikson, E. H. (1975), *Dimensionen einer neuen Identität*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gruen, A. (1987), *Wahnsinn und Normalität*, München: dtv.
- Keupp, H. (2002, 1. A. 1999), *Identitätskonstruktionen*, Hamburg: Rowohlt.
- Kutzner, S., Mäder U. und Knöpfel C. (2004), *Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe*, Bern: Rüegger.
- Mäder, U. und Streuli E. (2002), *Reichtum in der Schweiz*, Zürich: rpv.
- Paetow, M. (2006), *Wie haben wir das überlebt?*, Augsburg: Weltbild Buchverlag.
- Sartre, J.-P. (1960), *Questions de méthode*, Paris: Gallimard.
- Zonabend, F. (1989), *La Presqu'île au nucléaire*, Paris: Odile Jacob.